

ELMAR KRAUSHAAR

**STÖREN-
FRIED** 40 JAHRE
HOMO-JOURNALISMUS

© Querverlag GmbH, Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von Erich Hoffmann

Druck und Weiterverarbeitung: Finidr
ISBN 978-3-89656-245-6
Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:
Querverlag GmbH
Akazienstraße 25, 10823 Berlin
www.querverlag.de

Homo-Journalismus – Eine junge Disziplin

Den Mund zu voll genommen? Hochstapelei? Das ging mir durch den Kopf, als wir den Untertitel „40 Jahre Homo-Journalismus“ für dieses Buch formulierten. Hatte ich wirklich schon vor vierzig Jahren veröffentlicht? Ich war mir nicht sicher, doch die Suche in alten Unterlagen ergab, dass meine ersten Texte, die man journalistische Arbeiten nennen kann, bereits 1976 erschienen waren. In der *Schwuchtel*. Einer Zeitung aus dem Dunstkreis der Berliner Schwulenbewegung, herausgegeben von den Machern des legendären Cafés „Anderes Ufer“. Ich war in dem Blatt vertreten mit einem Interview mit Rosa von Praunheim und einem Premierenbericht des ersten Stückes der Hamburger Theatergruppe „Ödipus-Kollektiv“, später „Brühwarm“. Die *Schwuchtel* verstand sich nicht so sehr als journalistisches Organ, sondern vielmehr als Diskussionsforum für all die Themen, die in der damaligen Schwulenbewegung angesagt waren. Für die *Schwuchtel* Nr. 4 im Sommer 1976 schrieb ich gemeinsam mit Funny Ziegelschmid und Grete Adorno, zwei der klügsten Politintuten, die ich je kennenlernen durfte, eine „Aufforderung zum Tanz“, eine Betrachtung des Fetischs Leder aus marxistisch-feministischer Sicht (oder dem, was wir darunter verstanden). Das „Redaktionskollektiv“ der Zeitung konnte es sich nicht verkneifen, zunächst anzumerken, dass wir alle drei Autoren Männer seien, um uns schließlich in einer „Nachbemerkung“ angebliche Fehler in unserer Argumentation nachzuweisen. Darum ging es also in den schwulenjournalistischen Publikationen dieser frühen Jahre: um ideologische Behauptungen und Rechthaberei.

Die Vorbereitungen zur Gründung der links-alternativen Tageszeitung *taz* erlebte ich unmittelbar mit im Hinterzimmer des „Schwarzen Café“ in der Berliner Kantstraße. Ich war damals Mitglied im Café-Kollektiv und arbeitete hinter der Theke oder im Service. Die Kontakte zu den *taz*-Gründern verschafften mir meine ersten Schreibaufträge, als die Zeitung 1979 schließlich täglich an den Start ging. Ich schrieb über Ausstellungen mit schwulem Inhalt, rezensierte Bücher zum Thema oder schaute mir kritisch Fernsehsendungen an, die Homosexuelles thematisierten. Da gab es nur wenig Arbeit, aber ich hatte freie Hand, galt von Beginn an als Experte und niemand redigierte mir rein.

Ich blieb bei meiner Rolle und meinem Thema und veröffentlichte anschließend einige Homo-Bücher, teilweise mit meinem Kollegen Matthias Frings, im Rowohlt-Taschenbuchverlag. Ansonsten gab es publizistisch nicht viel zu tun. Homosexualität war in den Mainstream-Medien als Thema ohne Belang, hin und wieder war das eine oder andere Verbrechen berichtenswert oder Verschwurbelt-Verklemmtes zu Thomas Mann, sowie juristische Betrachtungen zum § 175 und ein bisschen Budenzauber zur angeblichen Psychologie des homosexuellen Mannes. Nichts von alledem kam für mich in Frage.

Bis 1984 die *Siegessäule* erschien, „Berlins Monatsblatt für Schwule“. Ich war ziemlich von Beginn an dabei mit einer monatlichen Kolumne. 1985 wurde ich erster bezahlter Redakteur des Blattes, mit magerem Gehalt, und meine Schreibmaschine musste ich selbst mitbringen. Es begann eine wunderbare Zeit. Zusammen mit Chou Chou de Briquette und Ahmed Kusserow bildeten wir die Stammbesetzung, viele Freiwillige unterstützten uns jeden Monat neu. Die Themen lagen auf der Straße, so mein Leitspruch, wir mussten nur zugreifen und dem schwulenpolitischen Berlin Stimme und Gesicht geben. Wir waren selbstbewusst, radikal und risikobereit – und hatten viel Humor. Kein Verleger saß uns im Nacken, und es drohten keine sinkenden Auflagenzahlen, das Blatt lag kostenlos aus in der Subkultur der Stadt. Selbst als uns die Aids-Krise unvorbereitet und knallhart erwischte, versuchten wir den Kopf oben zu behalten, so faktensicher wie möglich darüber zu berichten und uns politisch so deutlich wie notwendig zu positionieren.

Im Herbst 1986 wechselte ich in die Berliner Lokalredaktion der *taz*. Was für ein Glück für mich! In den ersten Monaten lernte ich hier journalistisches Handwerk, wie man es sonst nur auf einer Journalistenschule beigebracht bekommt. Offiziell war ich Chef vom Dienst (CvD), gleichzeitig rutschte ich aber von Beginn an in die Rolle des Homo-Experten. Jede Tickernachricht, die auch nur im entferntesten mit dem Thema zu tun hatte, landete auf meinem Schreibtisch, egal ob nun aus Indien, den USA oder dem Schöneberger Rathaus. Es lag an mir allein, daraus was zu machen oder nicht. Ohne dass mich irgendwann mal jemand dafür kritisiert hätte, nutzte ich die Gelegenheiten und brachte Geschichten ins Blatt, die sonst ihren Weg dahin nicht geschafft hätten. Wieder hatte ich freie Hand – mit dem Verdacht, dass es auch keine_n meiner Kolleg_innen ernsthaft interessierte, was ich selbst schrieb oder zur Veröffentlichung initiierte. Nennt man das Narrenfreiheit?

1989 wechselte ich in die Nachrichtenredaktion des privaten TV-Senders RIAS Berlin, der 1992 überführt wurde in das Auslandsfernsehen der Deutschen Welle. Homothematisches war hier selten gefragt, die Programme des DW-Auslandssenders wurden auch in Gebiete übertragen wie in den arabischen Raum, nach Asien oder in Nordamerika, wo man sofort vom Sender ging, sobald moralisch Anstößiges zu sehen war. Als ich in meiner Rolle als Nachrichten-CvD 1994 eine bebilderte Kurznachricht vom Berliner CSD für die Sendung einplante, strich der Fernsehdirektor höchstpersönlich fünf Minuten vor Beginn den Beitrag aus dem Programm. Derlei Probleme ergaben sich dort immer wieder, und als es mit Kollegen wieder mal zu einem lautstarken Streit kam wegen einer „Homo-Nachricht“, musste ich mir vorhalten lassen, mehr Aktivist zu sein als Journalist.

Parallel zu der Fernsehaktivität verstärkte ich mein Engagement als Autor für diverse Printmedien. Meine monatliche *Siegessäule*-Kolumne wechselte in das neu gegründete Homo-Magazin *magnus* bis bei einem Chefredakteurswechsel die Kolumne von einem Tag auf den anderen gestrichen wurde. Begründung: Ich sei zu alt für die angestrebte Verjüngung des Magazins. Ich war damals 44. Die „Wahrheit“-Seite der *taz* gewährte mir Exil, seit 1995 veröffentlichte ich hier zwanzig Jahre lang die Kolumne „Der homosexuelle Mann ...“. Monat für Monat hundert Zeilen ganz nach meiner Wahl, das machte Spaß, das brachte Lob und Komplimente, das gab sehr oft Ärger. Zweimal griff die Chefredaktion ein (aparterweise war es jedes Mal eine lesbische Chefredakteurin) und verhinderte eine Veröffentlichung. Der Grund war jedes Mal der gleiche: Ich hatte in der Kolumne einen *taz*-Redakteur kritisiert, und das – so die offizielle Argumentation – dürfe nicht sein, in der *taz* sei Kritik an *taz*-Redakteuren nicht erlaubt. Das war glatt gelogen und kam immer wieder vor, aber in meinem Fall machten die Chefredakteurinnen – auf wessen Druck auch immer – eine Ausnahme.

Meinen ersten Auftrag für den *Spiegel* erhielt ich 1990, einen Artikel zum aktuellen Thema Outing (Seite 195). Nervös erwartete ich das Erscheinen des Magazins, gespannt darauf, wie viel von meinem Text übrig geblieben war im Heft. Denn ich hatte die Vorstellung, im *Spiegel* werden Manuskripttexte als Steinbruch genutzt und unzählige Redakteure basteln was ganz Neues aus der eingereichten Vorlage. Aber was für eine Überraschung am folgenden Montag! Alles stand genau so da, wie ich es geschrieben hatte. Vielleicht hier und da eine Kom-

ma-Korrektur, das war's. Ich war begeistert. Diese Erfahrung machte ich immer wieder in den folgenden Jahren, in denen ich wiederholt Homo-Geschichten beisteuerte. Der für mich zuständige Redakteur machte mir seine Vorschläge für ein Homo-Thema und ich entschied selbst, ob sich die Geschichte lohnt oder nicht. Wieder einmal war ich im Rang eines Experten und niemand redete mir ernsthaft rein.

Bis auf einen Montag im Jahre 1997. In der Berliner Akademie der Künste feierte eine Ausstellung „100 Jahre Schwulenbewegung“, meine Aufgabe war es, dieses Jubiläum angemessen mit einem *Spiegel*-Essay zu würdigen. Ich schrieb meinen Text, der wurde geprüft und abgesehen, ein Fotograf kam vorbei und machte von mir noch ein aktuelles Autorenfoto. Und dann war der Beitrag nicht im Blatt, er sei noch am Freitag von der Seite entfernt worden, hieß es. Warum? Niemand gab mir darauf eine Antwort. Seitdem habe ich nie mehr einen neuen Auftrag aus dem Hamburger Verlagshaus bekommen.

Ein paar Jahre davor war ich schon einmal mit einem Text aus einem Magazin geworfen worden, obwohl alles zur Veröffentlichung vorbereitet war. Alice Schwarzer hatte Matthias Frings und mich gebeten, jeweils einen Text über unser Frauenbild zu schreiben, damit wollte sie erstmals Männern in ihrem Monatsblatt *Emma* ein Forum bieten. Womöglich erwartete sie von zwei schwulen Autoren Feministisch-Korrektes. Wir schrieben, was wir aus unserer Perspektive für relevant hielten – und wurden beide nicht veröffentlicht. Ohne Angabe von Gründen. Später erschien sowohl der Artikel von Matthias Frings als auch meiner (Seite 46) in der *taz*.

Neben dem *Spiegel* schrieb ich in den 1990er Jahren weiter für Tageszeitungen und Schwulenmagazine, das meiste waren Auftragsarbeiten, mit eigenständigen Angeboten hatte ich zunehmend weniger Glück. Mit der öffentlichen Debatte um die sogenannte „Homo-Ehe“, die bereits Mitte der 1990er Jahre begann, war – nach der Aids-Krise – eine weitere Zeitenwende in den Medien eingetreten, Homo-Themen waren nicht mehr tabu, vor allem das Leben homosexueller Paare geriet mehr und mehr ins öffentliche Interesse. Die Annäherung einer – nicht DER – homosexuellen Lebensform an die der Heterosexuellen brachte viel mediales Verständnis und Aufmerksamkeit für die Minderheit. So als wären die einstmaligen Fremden plötzlich nicht mehr fremd, lebten sie doch paarweise fast genauso wie die heterosexuellen Nachbarn. Das war der Ausgangspunkt für die neue Medienperspektive auf homosexuelle Themen. Die Redaktionen entschieden jetzt, was

von Interesse sei für ihre Leser, meine Zeit als unabhängiger Experte mit Freifahrtschein war beendet.

Vor diesem Hintergrund machte ich ständig neue Erfahrungen. Plötzlich wurde auch schon mal ein Text abgelehnt oder so weit verändert, dass ich die ursprüngliche Fassung nicht mehr wiedererkannte. Die *Siegessäule* lehnte mal einen bestellten Kommentar ab, weil ich darin eine bissige Anmerkung zu Rosa von Praunheim machte, wohlgermerkt in einem namentlich gekennzeichneten Kommentar, einer Meinungsäußerung. Die *Frankfurter Rundschau* verzögerte über Wochen die Veröffentlichung eines Interviews mit Harald Christ mit der Begründung, die Homosexualität des Mannes würde über Gebühr in dem Gespräch thematisiert. Dabei war genau das die Geschichte: Christ war der erste Wirtschaftsmanager von Rang, der öffentlich über seine Homosexualität sprach. Und als ich im August 2011 für das Feuilleton der *Berliner Zeitung* eine kritische Bilanz zog nach zehn Jahren „Homo-Ehe“ (Seite 250), erschien – ohne mich darauf vorzubereiten – einige Tage danach eine fast ganzseitige Antwort von Rosa von Praunheim, mitnichten eine Auseinandersetzung mit meinem Text, sondern eine ordentliche Tirade gegen meine Person: Ich sei ein „Nestbeschmutzer“, „zutiefst frustriert“, einer, „der sich scheinbar hasst“ und mein Artikel voll „polemischer Häme“. Auf einmal war ich kein Journalist mehr, sondern ein Aktivist, der sich mit einem anderen Aktivistem zoffte – *coram publico*. Nachdrücklich lernte ich die Grenzen für eigenständige Betrachtungen kennen. Die Mainstream-Medien hatten, nach desinteressierten Jahrzehnten, endlich ihren Zugriff auf das Thema gefunden.

Mit einem Paukenschlag wurde im Dezember 1991 – Rosa von Praunheim nannte in einer RTL-Sendung zwei Namen schwuler TV-Stars – ein Homo-Thema für lange Zeit beliebtes Schlagzeilenfutter: Outing – Dürfen homosexuelle Prominente öffentlich enttarnt werden? Privat oder nicht privat? Sexuelle Denunziation oder notwendiger schwulenpolitischer Akt? Die Diskussion wurde leidenschaftlich geführt, in den schwulen Medien ebenso wie in den übrigen. Das Thema taugte für die Klatschpresse genauso wie für das Feuilleton und die politischen Kommentarspalten. Bis irgendwann alles gesagt war, sich keine neuen Skandale mehr ergaben und die Neugier langsam erlahmte. Und doch hat sich die Debatte bis heute nicht erledigt. Sobald ein Outing auch nur aufscheint am Horizont, tauchen mit Heftigkeit die gleichen Pro und Contras erneut auf. Die Namen pro-

minenter Sportler, vor allem Fußballer, ernsthafter Schauspieler oder wichtiger Wirtschaftsbosse bleiben tabu.

Ich lernte dazu meine Lektion, als ich 1995 im Auftrag der *Wochenpost* in Bonn unterwegs war, um einen Politiker zum öffentlichen Coming-out zu bewegen. Ganz schnell kam ich in der Bundeshauptstadt natürlich auf die Spur von Guido Westerwelle, damals Generalsekretär der FDP, der aber zu keinem offenen Gespräch bereit war (Seite 199). Später lernte ich ihn in meinem privaten Umfeld kennen und konnte – nach hitzigen Diskussionen mit ihm – durchaus auch Verständnis aufbringen für seine Weigerung, öffentlich über seine Homosexualität zu sprechen (Seite 204), bis mir irgendwann die ganze Heimlichtuerei nur noch lächerlich erschien. Jeder im politischen Berlin wusste Bescheid über ihn, und fast jeder Homo-Witz unter Kollegen ging auf seine Rechnung. Nach Klaus Wowereits spektakulärem Coming-out wusste ich, dass auch ein Politiker ein erfolgreiches Leben danach führen kann, und so nannte ich Westerwelles Namen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, vor allem in meiner *taz*-Kolumne.

Ein Tabu hält sich seit Jahrzehnten inzwischen im Homo-Journalismus: Über Pädophilie darf nicht geschrieben, nicht gesprochen, nicht diskutiert werden. Pädophilie hat mit Homosexualität nichts, aber auch gar nichts zu tun – und damit basta. Konnte man noch in den 1970er Jahren im selbst gewählten Reservat schwuler Publikationen darüber streiten und sich die Köpfe einschlagen, gibt es heute dazu nicht ein einziges Forum. In einer meiner *taz*-Kolumnen von 1995 kritisierte ich die internationale Schwulenbewegung dafür, sich auf Druck von außen von jeglicher Pädophilie losgesagt zu haben, ohne sich inhaltlich mit ihnen auseinandergesetzt zu haben. Diese Kolumne wird heute noch – da schreibt jeder von jedem ab – verkürzt zitiert, um sowohl meine Pädophiliefreundlichkeit als auch die der *taz* noch im Jahr 1995 zu belegen. 2015 beauftragte mich die Redaktion der *Siegessäule*, darüber zu schreiben, wie der Pädophilie-Vorwurf eingesetzt wird, um politisch oder sonst wie Missliebige zu denunzieren. Die von mir angeprangerte „Pädophilie-Keule“ bekam ich einige Monate später selbst zu spüren. In einem Interview der *Siegessäule*-Chefredakteurin Christina Reinthal mit Anja Kofbinger, der Sprecherin für Frauen- und Queerpolitik der Berliner Grünen. Die Grünen-Politikerin hatte es mir offenbar übel genommen, dass ich in meinem Text auch die Aufarbeitung grüner Pädophilie-Geschichte kritisch bewertete. Ich hätte wohl

immer noch nicht „das Machtgefälle“ verstanden, „das beim Sex zwischen Erwachsenen und Kindern vorhanden“ sei, so Kofbinger. Diese grundsätzliche Haltung war überhaupt nicht Thema meines Artikels, sie mir aber dennoch zu unterstellen, war nur noch verleumderisch. Eine Verleumdung, die übrigens von der *Siegessäule*-Interviewerin als Verteidigung ihres Autors nicht zurückgewiesen wurde.

Homojournalistisch geht es uns heute besser denn je – einerseits. Einen großen Anteil an dieser verbesserten Lage hat natürlich das Internet. Schwule Blogger können unzensuriert und nur ihrem Überzeugungsdrang folgend schreiben, wie und was sie wollen. Mehr oder minder professionell gestaltete Nachrichtenportale versorgen uns mit dem Neuesten aus der Welt der LGBTs, wie es heute politisch korrekt heißen muss. Aber auch die Mainstream-Medien haben dazu gelernt, sie kennen ihre Daten – im Frühsommer der CSD, am 1. Dezember der Welt-Aids-Tag –, an denen sie homosexuelle Themen ins Blatt rücken, haben aber auch zunehmend mehr Gespür für differenzierte Geschichten, Meinungen und Analysen. Sie wissen inzwischen, wie es Lesben und Schwulen außerhalb der deutschen Grenzen geht, verfolgen die politischen Debatten zur Gleichstellung und behandeln prominente homosexuelle Paare in ihren Klatschspalten genauso wie prominente heterosexuelle Paare.

Bis zum 12. Juni 2016, als bei einem Massaker in einem lesbisch-schwulen Nachtclub in Orlando/Florida 49 Menschen getötet wurden. Unisono versagten – neben der Politik – Deutschlands Medien in ihrer Berichterstattung über das schrecklichste Attentat seit dem 11. September 2001 in den USA total. Nur zögerlich näherten sie sich den wirklichen Opfern des gezielten Anschlags; es dauerte Tage, bis von Lesben und Schwulen gesprochen und geschrieben wurde. Einzig lesbische und schwule Journalist_innen – und das hat es vorher in dieser Form in Deutschland noch nicht gegeben – thematisierten in den wichtigen Blättern des Landes die besonderen Zusammenhänge dieser Katastrophe. Das blieb nicht ohne Widerspruch. Der Publizist Jakob Augstein resümierte in seiner *Spiegel online*-Kolumne – mit Blick auf seine lesbischen und schwulen Kolleg_innen – nicht ohne kritischen Unterton: „Jeder versucht, die Tat mit seinem Weltbild zu erklären.“ Und die politische *taz*-Korrespondentin Bettina Gaus wandte sich in einem Interview für *Radio eins* des RBB explizit gegen die lesbischen und schwulen Kommentatoren: „Bei Trauer und Erschütterung sollte die political correctness aufhören“, sagte sie,

Opfergruppen seien nicht besonders hervorzuheben, denn: „Es ist unsere aller Welt, die hier zerschossen wurde, weil eben auch Homosexuelle zu unserer Gesellschaft gehören.“

Einerseits also eine grundsätzlich verbesserte Lage für den Homosexualismus, aber andererseits: Was haben wir daraus gemacht, aus den neuen Chancen und Möglichkeiten? Was als Erstes auffällt: Der Journalismus von Schwulen kommt nicht aus ohne Fleisch. Pin-ups müssen sein, das war so bei den sogenannten Nachseptember-Magazinen nach der ersten Reform des § 175 am 1. September 1969, und das ist so geblieben bei allen Zeitungen und Magazinen, auch im Internet. Und dann gibt es ein Faible für alle Geschichten und Nachrichten, die die schwule Opferrolle bestätigen. Hysterisch wird jede homophobe Äußerung eines Politikers oder sonstigen Wichtigtuers, auch aus der letzten Bank, alarmistisch zur Schlagzeile hochgejazzt, um sie kurz darauf schon wieder zu vergessen, ganz ohne Konsequenzen. Auch Überfälle, die vor dreißig Jahren schon genauso zum schwulen Alltag gehörten, werden auf einmal zu Horrorstories in einer angeblich zunehmend schwulenfeindlichen Welt. Aber auch diese Geschichten – zumeist ist die einzige Quelle der Polizeibericht – bleiben unrecherchiert und sind lediglich Futter für viel Aufregung, die schnell wieder verpufft. Dazu kommen Personalien über Prominente aus den hinteren Reihen, Soap-Schauspieler, Pornodarsteller und Dragqueens, die keiner kennt und die ganz flott wieder vergessen sind.

Darüber bleiben die Themen unerwähnt, die eigentliches Anliegen eines schwulen Journalismus sein müssten. Die Historie homosexueller Menschen spielt überhaupt keine Rolle, was in der Wissenschaft passiert, interessiert niemanden, ernsthafte Auseinandersetzungen mit Erzeugnissen schwuler Kultur finden nicht statt. Die Fragen an einen schwulen Alltag gehen nicht über das hinaus, was sich die heterosexuellen Kollegen auch schon gefragt haben. Und in der Politik orientiert man sich am Kalender einer Legislaturperiode und arbeitet sich ab an den falschen Versprechen aller Parteien. Ein autonomes politisches Handeln wird nicht einmal angedacht.

Trotzdem gibt es Spielwiesen, auf denen sich aufbauen lässt. Wie die Blogs einzelner Autor_innen, die engagiert und zur größtmöglichen Auseinandersetzung bereit ihre Artikel publizieren, ohne sich um irgendjemandes Einspruch scheren zu müssen. Wie der „Queerspiegel“ der Berliner Tageszeitung *Tagesspiegel*. In diesem Blog kommen Bilder und Themen zur Geltung, die noch nicht ihren Weg ins

Blatt gefunden haben, aber weite Verbreitung im Netz erfahren. Wie die YouTube-Kanäle vorwiegend junger Videoblogger, die nach ihren Bildern und ihrer Sprache suchen für ihre Fragen, dabei aufklärerisch sind im einfachen Sinn und fortbildend, wie es sonst kein zeitgemäßes Medium leisten kann.

Homo-Journalismus ist noch eine ganz junge Disziplin, die ohne große Vorbilder auskommen muss und sich in keinen Fußstapfen ausruhen kann. Hier muss weiter probiert werden und getestet, der Blick auf die heterosexuellen Großen reicht oft genug nicht aus. Was sich da finden lässt, richtet sich zuallererst an eine andere Klientel, und es gehört Mut und Fantasie dazu, sich auf seine eigenen Wahrnehmungen einzulassen, sein Publikum konsequent im Blick zu haben, seine mitunter historische Aufgabe zu begreifen und anzunehmen.

In diesem Vorwort wie in den Texten, die nun folgen, geht es fast ausschließlich um Schwule, um homosexuelle Männer. Homosexuelle Frauen kommen so gut wie gar nicht vor, auch keine Bi-, Trans- oder Intersexuellen, also all jene, die jetzt zur großen Familie gehören. Der Grund meiner Nichtbefassung ist ganz einfach: Ich bin nicht kompetent, über sie zu schreiben. Meine Kompetenz, die ich mir anmaße, ist keine, die mir qua Veranlagung mit in die Wiege gelegt wurde, wie sehr oft spöttisch angenommen. Nein, die habe ich mir im Laufe der vielen Jahre immer wieder neu erarbeitet, und vor allem darauf gründet meine Arbeit. Heterosexuelle Kolleg_innen hielten und halten Homo-Themen für Blümchenthemen, zur Homosexualität habe man eine ganz persönliche Haltung und daraus ergebe sich alles andere. Eine fachliche Kenntnis sei da wohl nicht vonnöten.

Mit der Auswahl der Texte unternehme ich – mit schwuler Brille – einen Gang durch die Jahrzehnte, durch die kleinen und großen Geschichten der Zeit, die historischen oder individuellen Momente, begleitet dabei von Menschen, die eine Rolle spielten oder nur Zaungäste blieben. Gleichzeitig soll damit ein Wandel in der homosexuellen Berichterstattung illustriert werden, mit all den Freiheiten, die es gab und gibt, aber auch die Grenzen, die gesetzt werden oder die wir als homosexuelle Journalisten uns selber setzen. Da tauchen Themen auf, die offensichtlich zeitlos bleiben, weil jede neue Generation ihre Geschichte immer wieder von vorne beginnt. Da werden Sachverhalte noch einmal erinnert, an die heute niemand mehr erinnert werden möchte. Und da gibt es meinen ganz subjektiven Wunsch, erneut die

Arbeiten wieder zu lesen, die für mich von Bedeutung waren, die mir Freude bereitet und manchmal auch Ärger eingebracht haben.

Ein „Nestbeschmutzer“ soll ich sein (um noch einmal Rosa von Praunheim zu zitieren), ein Störenfried, der aneckt und polemisch ist, böse und ungerecht, viel zu selten den Ausgleich sucht und auch nicht den Friede-Freude-Eierkuchen. Meine Rolle des Störenfrieds war nie geplant, sie bleibt aber offensichtlich nicht aus, wenn man bemüht ist, seiner journalistischen Aufgabe gerecht zu werden. Gerne und stets aufs Neue wird in unserem Beruf ein Leitspruch des TV-Journalisten Hanns Joachim Friedrichs zitiert, ein abgewandeltes Zitat, das sich im Original eigentlich auf seine Rolle als Moderator bezog: „Einen guten Journalisten erkennt man daran, dass er sich nicht gemein macht mit einer Sache, auch nicht mit einer guten Sache.“ In diesem Sinne ist aus mir kein guter Journalist geworden. Als schwuler Journalist musst du dich immer mit einer Sache gemein machen. Oder du musst es lassen.

Berlin, im August 2016